

Gestern hat der eifrige lebenslange Lesenarr in mir den Blick gesenkt und am Schreibtisch, dem kleinen Holzviereck in einer Ecke meines Arbeitszimmers, sein Schreibdebüt gegeben.

Ich habe mit meinen Tagebuch-Übungen begonnen, zwar ohne ein bestimmtes Konzept, aber nicht ohne zu wissen, dass man in der Literatur nicht anfängt, weil man etwas hat, worüber man schreiben will, und es dann niederschreibt. Es ist der Schreibprozess selbst, der dem Autor dazu verhilft herauszufinden, was er sagen will. So habe ich gestern angefangen, im Willen steter Lernbereitschaft, ohne jegliche Eile, um vielleicht eines Tages einen Kenntnisstand zu erlangen, der es mir erlaubt, mich größeren Herausforderungen zu stellen. So habe ich gestern also angefangen, und so werde ich fortfahren, mich einfach mitreißen lassen, um herauszufinden, wo die Worte mich hinführen.

Als ich mich selbst so bescheiden und unbedeutend an dieser kleinen Holzplatte sitzen sah, die Carmen mir vor Jahren in ihrer Werkstatt gezimmert hatte – nicht um daran zu schreiben, sondern um auch von zu Hause aus für mein florierendes Geschäft zu arbeiten –, ging mir durch den Kopf, dass unbedeutende, simple Charaktere in Büchern einen manchmal länger begleiten als spektakuläre Helden. Etwa, Akakij Akakijewitsch, der Kopist aus Gogols *Der Mantel*, ein Beamter, dem es bestimmt ist, schlicht und einfach eine »unbedeutende Person« zu sein. Wenngleich Akakijewitsch nur in dieser Novelle vorkommt, ist er zweifelsohne einer der lebendigsten und überzeugendsten Charaktere in der Geschichte der

Weltliteratur, vielleicht weil Gogol in dieser kurzen Erzählung seine Vernunft in den Wind schlug und sich frohgemut am Rande seines persönlichen Abgrunds bewegte.

Diesen Akakij Akakijewitsch, der im Winter von Sankt Petersburg einen neuen Mantel braucht, doch, als er ihn bekommt, merkt, dass die Kälte bleibt, eine universale, endlose Kälte, habe ich immer gemocht. Mir ist nicht entgangen, dass Akakijewitsch, dieser unscheinbare Kopist, 1842 von Gogol in die Welt gesetzt wurde, was mich zu der Annahme verleitet, dass all die Charaktere, die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in der Literatur auftauchen, seine unmittelbaren Nachfahren sind, all diese Wesen, die wir in Schulen und Amtsstuben kopieren, rund um die Uhr im schummerigen Licht einer Öllampe Schriftstücke abschreiben sehen; mechanisch kopieren sie Texte, so als könnten sie alles wiederholen, was auf der Welt noch zu wiederholen bleibt. Nie äußern sie eine persönliche Meinung oder versuchen, etwas zu verändern. »Ich entwickle mich nicht«, sagt eine dieser Figuren, wenn ich mich recht erinnere. »Ich will keine Veränderung«, eine andere.

Noch einer, der keinerlei Wandel wünscht, ist »der Wiederholer« (in der Schule besser bekannt als der »34er«), eine Figur aus einer der Geschichten in *Ferngespräch* von Alejandro Zambra: Der 34er hat das Wiederholersyndrom. Er ist ein Spezialist darin, sich mehr als zwei Mal an ein Schuljahr zu klammern, ohne dass er dies als ein Unglück empfunden hätte, im Gegenteil. Dieser Wiederholer hegt keinerlei Groll, ja er bleibt sogar völlig gelassen. »Manchmal sahen wir ihn mit Lehrern sprechen, die wir nicht kannten. Es waren fröhliche Gespräche ... Er wollte sich zu den Lehrern, die ihn hatten durchfallen lassen, ein gutes Verhältnis bewahren.« An dem Tag, als ich Ana Turner zuletzt sah – eine der Verkäuferinnen

von *La Súbita*, der einzigen und noch dazu glücklichen Buchhandlung im Coyote-Viertel –, erzählte sie mir, sie habe ihrem Freund Zambra eine E-Mail geschrieben, um sich bei ihm nach dem 34er zu erkundigen, und folgende Antwort erhalten: »Mir scheint, wir, die Dichter und Geschichtenerzähler, sind die Wiederholer. Der Dichter ist ein Wiederholer. Wer nicht mehr als ein Buch oder gar keins zu schreiben brauchte, um zu bestehen und versetzt zu werden, ist nicht wie wir gezwungen, es immer weiter zu probieren.«

Für mich ist Ana Turner ein einziger Quell der Überraschungen oder Bewunderung: Mir ist schleierhaft, wie sie es fertigbringt, von der *La Súbita* aus mit einem Schriftsteller wie Zambra Kontakt aufzunehmen. So wie ich mich auch frage, wie sie es schafft, Tag für Tag attraktiver zu werden. Ich bin jedes Mal überwältigt, wenn ich sie sehe. Ich versuche, mich zu bezähmen, aber dann ist da immer ein neues – nicht unbedingt physisches – Detail an Ana, auf das ich nicht gefasst war. Als ich sie an jenem Nachmittag zum letzten Mal sah, entdeckte ich dank Zambras Worten – »mir scheint, wir, die Dichter und Geschichtenerzähler, sind die Wiederholer« –, dass Ana wohl eine Poetin ist. Ich schreibe Gedichte, gestand sie mir in aller Bescheidenheit. »Aber das sind nur Versuche«, sagte sie noch. Dabei schienen ihre Worte an Zambras anzuknüpfen: »Gezwungen, es immer weiter zu probieren.«

Als ich das aus dem Mund von jemandem wie Ana vernahm, dachte ich zuerst, wie herrlich das Leben sein kann, doch dann schweiften meine Gedanken in eine dunklere Richtung ab, und ich musste an die Schüler denken, die zur Strafe in der letzten Reihe sitzen, dazu verdammt, zweihundert Zeilen zu schreiben mit dem Ziel, ihre Handschrift zu verbessern.

Mir kam auch ein Romancier in den Sinn, der auf einer Lesung von einer Dame gefragt wurde, wann er aufhören werde,

über Menschen zu schreiben, die Frauen ermorden. Worauf er erwiderte:

»Ich versichere Ihnen, sobald es mir perfekt gelingt, werde ich aufhören.«

Bei dem Gedanken an die Schönschreib-Wiederholer, über die ich gerade schreibe, beschlich mich an dem Vormittag zeitweilig das Gefühl, einen Blick auf den dunklen Parasiten der Wiederholung zu erhaschen, der sich im Kern jeder literarischen Kreation verbirgt. Einen Parasiten von der Gestalt jenes einsamen grauen Tropfens, den es unausweichlich im Zentrum eines jeden Regenschauers oder Sturms gibt und ebenso im Zentrum des Universums selbst, wo bekanntermaßen dieselben Routinen, immer dieselben, ein ums andere Mal wiederholt werden, dieselben Routinen, immer dieselben, denn dort wiederholt sich alles, unaufhörlich, vernichtend.

[WHOROSKOP 2]

Eine Frühe-Abend-Prosa: Ich habe mir wie gewohnt die drei Nachmittags-Gläschen genehmigt und einen Blick ins Horoskop meiner Lieblingszeitung geworfen. Es verschlug mir die Sprache, als ich im Kästchen meines Sternzeichens folgendes las: Die Konjunktion Mars-Sonne im Widder deutet auf eine brillante Intuition hin, die Sie dazu bewegen wird, an diese Vorhersage zu glauben und zu denken, sie sei speziell an Sie gerichtet.

Whoroskop! Diesmal schien die Weissagung sich tatsächlich speziell an mich zu richten, geradeso als hätte Peggy Day – das Pseudonym der Dame, die für dieses Horoskop verantwortlich zeichnete – irgendwie Wind von meinem Fehler letzte Woche bekommen, als ich vor zu vielen Leuten behaupt-

tete, am Ende eines Tages läse ich gerne das Horoskop meiner Lieblingszeitung und, selbst wenn die Vorhersage keinerlei Bezug zu meinem Leben habe, meine reife Erfahrung als Leser verleite mich letzten Endes dazu, den Text so zu interpretieren, dass, was immer dort stehe, perfekt zu dem passe, was mir im Laufe des Tages widerfahren sei.

Man müsse es nur zu lesen verstehen, hatte ich bei der Gelegenheit gesagt und sogar von Orakeln und Seherinnen der Antike gesprochen, deren wirre Phantastereien von den Priestern, die es damals zuhauf gab, ausgelegt wurden. Denn die wahre Kunst jener Seherinnen habe in diesen Deutungen gelegen. Ich habe ihnen auch von Lidia erzählt, dieser Frau aus Cadaqués, von der Dalí behauptete, ihr Hirn sei von der prachtvollsten Paranoia besessen gewesen, die ihm je untergekommen sei. 1904 hatte Lidia flüchtig Eugenio d'Ors gesehen und war derart überwältigt gewesen, dass sie zehn Jahre später im Dorfcasino die Artikel interpretierte, die d'Ors für eine Tageszeitung in Girona schrieb. Lidia deutete sie als Antwort auf die Briefe, die sie ihm schickte und die er nie beantwortete.

Ich erzählte ihnen auch, ich gedächte weiterhin, Orakel auszulegen bis an mein Lebensende. Die Sache ist, alles, was ich jenem Freundeskreis sagte, könnte Peggy Day zu Ohren gekommen sein, denn da waren Leute anwesend, die für dieselbe Zeitung arbeiten wie sie. Sie selbst habe ich schon seit vierzig Jahren nicht mehr gesehen, und ehrlich gesagt halte ich sie auch nicht für eine echte Astrologin. Ich bin Peggy nur einmal in meiner Jugend begegnet, in einem Sommer in S'Agaró, damals hieß sie noch Juanita Lopesbaño, und ich befürchte, sie hat mich in keiner guten Erinnerung.

Da hält man sich sein Leben lang für zurückhaltend, und dann prahlt man eines Tages, ohne darüber nachzudenken,